Amor vincit Omnia...

Reiche deine Hand!

Picture-Telling: © Bruno Roeder

WARUM BERLIN?

REICHE DEINE HAND!

Ausgegrenzt und doch berührt...

Wenn Randfiguren mit der Offenheit eines Unbekümmerten berührt werden, wird es hell in ihrer Seele.

Ein Sommertag auf der Osloer Strasse in Berlin

Es ist Sommer und seine Kunden schwitzen an den Stränden von Barcelona, Bari oder Biarritz. Alle seine Anrufe verhallen im Äther. Die Hitze vor seiner Büro-Türe schlägt ihm ins Gesicht und animiert ihn zu seltsamen Tagträumen in seiner Hängematte mit Papageienmotiv, die zwischen einem Apfel- und Birnbaum gespannt ist. Er langweilt sich gründlich. Er ist alleine. Abends surft er stundenlang im Netz. Er fürchtet sich jeden Tag mehr vor einem weiteren, unproduktiven Tag. Doch dann bucht er auf einer Onlineplattform einen Flug nach Berlin. Er freut sich jetzt, etwas Sinnvolles getan zu haben. Darüber lächelt er.

Anderntags kommt er um 9:45 Uhr in Tegel an, Landebahn 2. Ausrollen auf Taxiway LR7-GW. Mit kindlicher Neugier blickt er aus dem runden Flugzeugfenster, so, als wäre er zum ersten

Mal in dieser Stadt. Er zieht sich den beigen Sommermantel über den hageren und alternden Körper und lächelt den Purser beim Aussteigen an. Er hat nichts von zuhause mitgenommen, keine Akten, keine Bücher, kein Laptop, keinen Regenschirm, nur sein Stofftaschentuch, das ihm seine Oma vor 40 Jahren geschenkt hatte, „damit der Bub nie schniefen muss“. Er fühlt sich nackt und leicht und steuert dem Exit entgegen. Was er in Berlin heute zu suchen hat, weiss er nicht.

Er schreitet gemächlich durch die Türe des Terminal A, vor der Taxis warten, die der notorische Reisende sonst besteigt, um zu Terminen zu eilen. Er bleibt stehen und zündet sich eine Zigarette an, die er in seiner rechten Manteltasche findet. Dann sieht er ihn, den gelben Bus 128. „Osloer Strasse/Tromsoer Strasse“ kennzeichnet ein Schild über der hohen Windschutzscheibe die Route, die er fahren wird. Dass er noch nie in dieser norwegischen Strasse Berlins war, fällt ihm ein. Weil er hier heute gar nichts zu tun hat und jede Erinnerung an sein sonst so intensives Leben auf dem Flug verblasst ist, steigt er in den Bus, den ein dünner Chinese lenkt. Er fragt ihn nicht in welchem Stadtteil sich die Osloer Strasse in Berlin befindet. Er setzt sich in Erwartungshaltung aufrecht in den blauen Plastikstuhl am Fenster und entgegengesetzt der Fahrtrichtung; an ihm fliegt Landschaft vorbei: die Rückseite einer Metropole.

Ein Strassenbild voller Leute, die heute nicht leben wollen. Dazwischen Kinder mit Rucksäcken, die den Gewaltmarsch ins Leben vor sich haben. In manchen Gesichtern ergrauter

Erwachsener liest er etwas Bürokratisches oder die Furcht vor der Untauglichkeit ihres Innenlebens.

Schloss Charlottenburg war die erste und letzte Sehenswürdigkeit auf dieser Fahrt mit dem Bus 128 durch Stadtviertel, die nie den Puls einer „città ideale“ gefühlt haben: keine musealen Subcentren sondern Verfallsformen städtischer Baukunst für Migranten und die Finanzschwachen ohne Ansehen. Hier in der Gorkistrasse und am Einborndamm ist Aggressivität fühlbar. Alles postmodern und inhomogen. Grau. Vordergründig langweilig, wie eine gähnende Sommerpause ohne Kunden. Ein schäbiges Strassencafé kurz vor der Endhaltestelle an der Osloer Strasse: Ein kleines Mädchen bohrt mit dem Finger in der Nase, ihr Opa, der ein Glas mit braunem Kaffee vor sich auf einem runden Tisch mit grauen Gusseisenfüssen stehen hat, droht ihr streng mit dem Zeigefinger. Der Reisende möchte ihr sein Ta-

schentuch geben, das auch schon seine eigenen Tränen getrocknet hatte.

Er steigt aus dem Bus. Er weiss nicht mehr wer er ist oder jemals war. In seiner linken, beigen Manteltasche findet er einige Euromünzen.

Die Osloer Strasse ist lang. Links von ihm versteckt sich ein Karstadt hinter einer meterhohen, vom Regenwetter beschmutzten Betonwand. Dorthin geht er und berührt Betonwände, die noch Sonnenwärme abstrahlen. Er ertastet mit seinen Fingerkuppen überwachsenes Moos. Er blickt geradeaus auf eine Gruppe Halbstarker, die Biergläser in Händen halten, Lederjacken tragen, an Armen und Händen tätowiert sind. Er winkt ihnen. Sie zeigen ihm den Mittefinger. Er geht zu ihnen. Sie lachen und verstecken vor ihm die Unsicherheit unfertiger Jugend und die Ängste einer asozialen Zukunft. Er lächelt. Er zeigt ihnen seine Münzen und fragt, wo er hier einen Kaffee trinken könnte. Einer von ihnen wird lockerer, zugänglicher. Er deutet auf einen Kiosk auf der anderen Strassenseite der Osloer. Dorthin geht er dann und ist erleichtert, dass ihn die Halbstarken nicht geschlagen oder bespuckt haben, sondern freundlich wurden. Er trinkt einen Kaffee aus einem Pappbecher, was er sonst nicht leiden kann.

Er geht die Osloer Strasse hoch, Richtung Norden. Eine alte Dame steigt aus der Trambahn. Sie hat einen dicken Hund an der Leine. Die Türe will schliessen, die Alte wird nervös, der Hund steht noch auf der zweiten Stufe in der Trambahn, sie mit einem Bein schon auf dem

schmalen betonierten Mittelstreifen neben dem Gefährt. Er läuft zu ihr hin, reicht ihr eine Hand, die andere schiebt sich in die Lichtschranke. Dann packt er den Hund, ein Knäuel weissgrauer langer Haare, setzt den Vierbeiner auf dem Mittelstreifen ab und hilft der Dame in den festen Stand. Die Dame lächelt und brabbelt ihm etwas entgegen was er nicht versteht. Er spürt ihre Dankbarkeit. Konnte er in ihrem Gesicht gar einen kleinen Funken Freude entdecken, als er sich eine Minute lang um sie und ihren Hund kümmerte?

Die Osloer Strasse ist lang und entkleidet von jeglichen Privilegien.

Nieselregen setzt ein. Er greift zum Taschentuch um die Brillengläser trocken zu reiben. Er steht und glotzt und sieht Ziellose, Keine-

Richtung-Findende, die zwischen grauen, ausdruckslosen Häusermassen, Mehrspur-Strasse und geparkten, staubigen Autos keine Verpflichtungen haben und sich in den Sprechblasen ihrer eintönigen Gedanken befinden. Wartende. Isolierte. Ausgegrenzte.

Er bekommt ein leichtes Hungergefühl. Er geht weiter Richtung Tromsoer Strasse, vorbei

an einem ockerfarbigen Wellblechhäuschen mit Zeitungsständern und kleinen grünen und braunen Schnapsflaschen auf dem Verkaufstresen. Er geht immer weiter geradeaus und blickt dabei in gedemütigte, enttäuschte, müde, abwägende, abschätzige Blicke, die schlurfen wie Schritte, die nirgends hinwollen. Er denkt an einst Gelesenes, „Les enfants de notre siècle“, von Christiane Rochefort. Er denkt an „Schicksal“. Der Begriff „Karma“ fällt ihm ein. Das Wort „Sinnlosigkeit“ steht hier auf jede Hauswand geschrieben.

Die Osloer Strasse ist lang und bietet jetzt die Kulisse eines überholten Futurismus: Hochhäuser, wie Menschenwaben einer Trabantenstadt. Es nieselt hier wie im Herbst, obwohl es ein heisser Sommer ist.

Er steht und schaut und glotzt mit offenem Mund in der Gegend herum. Rechter Hand steht eine Würstchenbude auf Tandemräder. Er zählt seine Münzen und weiss, dass er sich ein Wasser und eine Currywurst leisten kann.

Die Dame in dem Würstchenwagen hat schöne kastanienfarbige Haare; ihr Gesicht hingegen ist das einer Fliehenden, einer, die das Leben überwinden möchte, zurück will zur Einheit, wo ihre Seele wieder Licht sieht und frei herumfliegen darf wo es ihr gefällt.

Sie schneidet ihm mit alten Händen das Würstchen und schenkt das Wasser in einen Plastikbecher ein und reicht ihm ein Brötchen dazu. Sie ist 46 Jahre. Er redet mit ihr über die verschiedenen Lebenswege der Menschen, die den Strassen in Städten gleichen: es gibt lang-

weilige oder lebendige, vornehme oder bescheidene Strassen und Wege, die wir im Leben beschreiten können.

„Ach, junger Mann, denkste – wenne hier uffjewachsen bist hast de nüscht, keene Changse im Leben um nur irjendwat zu beschreiten“.

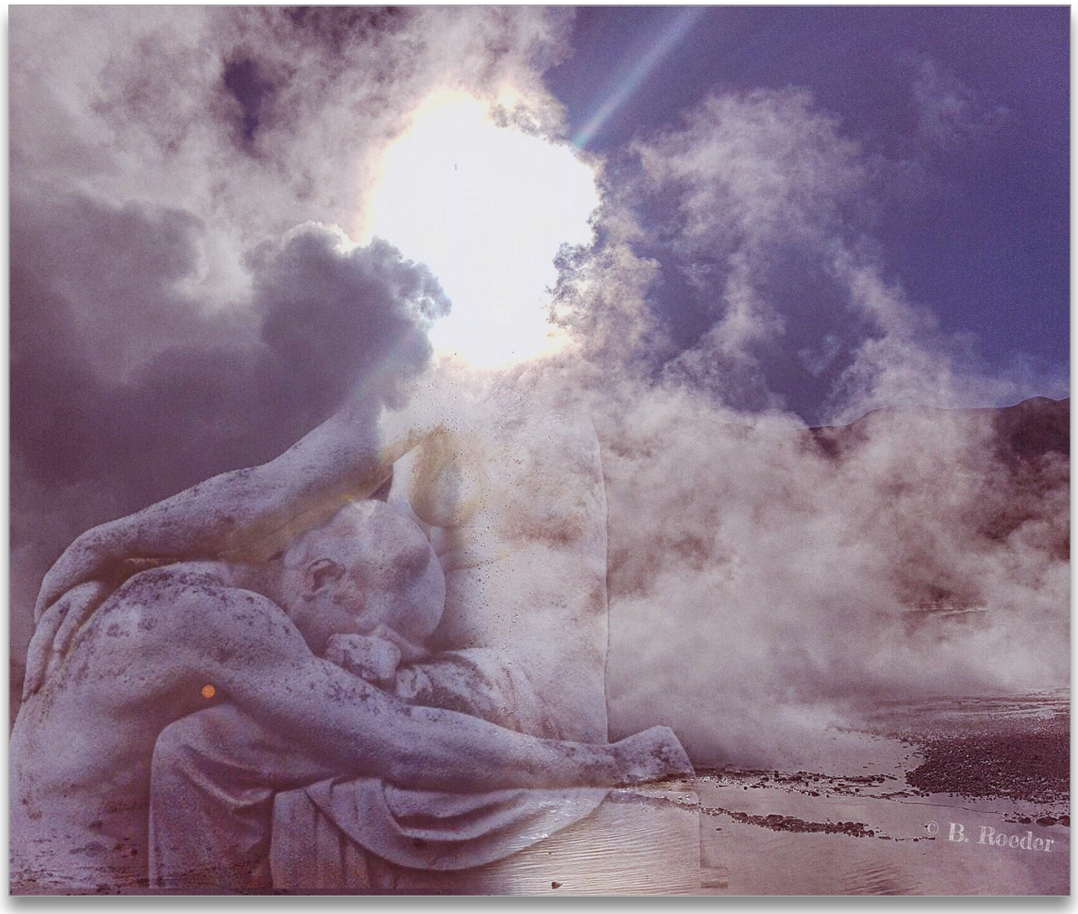
Ihre Augen sind leer. Sie dreht sich ab, um Fritten ins heisse Fett zu tauchen.

Er isst das Würstchen im Stehen. Er trinkt das Wasser.

Dann nimmt er ihre faltige Hand, die er nie mehr loslassen wollte.

Dann nimmt er ihren heissen Kopf in seine Hände und flüstert ihr zu:

„Wenn wir auch in diesem Leben Pech hatten, so könnte es passieren, dass wir dort oben, weit im Himmel, nachher umso mehr entschädigt werden. Denn deine Seele lebt weiter“.
Sie lächelt ihn an. Ihre Augen bekommen Tiefe. Sie drückt seine Hand ganz fest. Und dann giesst sie ihm schwungvoll einen weiteren Schluck Wasser in den Plastikbecher ein…



Picture-Telling: © Bruno Roeder